

Die Neue Welt



Nr. 3

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

An den Mond.

Von Edgar Steiger.

Alter Knabe mit den feisten,
Grübchenreichen, runden Wangen,
Sag': Was ärgert dich am meisten?
Wenn die goldnen Sternlein prangen
Und den Ruhm dir streitig machen,

Nachlicht dieser Welt zu sein?
Oder wenn die Donner krachen,
Und des Sturmwind's Kaufgesindel,
Blasend schrillende Schalmein,
Dir der Wolken nasse Windel

Wedelt ins Gesicht hinein?
Oder wenn die Menschen schimpfen,
Daß dein Licht so heiter sei,
Und die Herrn der Klerisei
Heber dich die Nase rümpfen?

Ärgern, ich? Was fällt dir ein? Was die Kerls für Faxen machen!
Lachen muß ich höchstens, lachen, Auf des Aethers blauen Wellen
Gondelt sanft mein blondes Licht.
Laß die Erdenhündlein bellen —
Beißen können sie mich nicht!

Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

III. (Fortsetzung.)

Einige Tage später fuhr der Büttnerbauer im korbgeflochtenen Stalberwägelchen durchs Dorf. Er sah ganz vorn im Wagen, so daß er den Pferdeschwanz beinahe mit den Füßen berührte, auf einem Gebund Heu, hinter ihm lagen eine Anzahl gefüllter Säcke.

Er hatte sich rasirt, was er sonst nur am Sonnabend Abend that, er trug ein reines Hemd, den schwarzen Rock und einen flachen Filzhut — sichere Wahrzeichen, daß es nach der Stadt ging.

Als er am Kretscham von Halbenau vorbeikam, stand dort sein Schwager, Ernst Kaschel, in der Thür, Pispelmilge auf dem Kopfe, die Hände unter der Schürze, in der echten Gastwirthspositur.

Der Bauer stellte sich, als sähe er den Gatten seiner verstorbenen Schwester nicht, blickte vielmehr steif geradeaus auf die Landstraße, während er sich dem Kretscham näherte, und gab dem Knappen die Peitschenschmige zu fühlen, damit er sich in Trab setzen solle.

Der Büttnerbauer war seinem Schwager Kaschel niemals grün gewesen. Das gespannte Verhältnis zwischen den Verwandten stammte von der Erbauseinanderlegung her, die der Bauer nach dem Tode des Vaters mit seinen Geschwistern gehabt hatte.

Aber der Gastwirth ließ den Schwager nicht unangeredet vorüberfahren. „Suntago, Traugott!“ rief er dem Bauer zu. Und als dieser auf den Gruß nicht zeichnete, sprang der kleine Mann behende die Stufen vom Kretscham auf die Straße hinab, trotz seiner Holzpantoffeln, und lief auf das Gefährt

zu. „Holt a mol, Traugott! Ich ha mit Dir zu raden.“

Der Bauer brachte das alte Thier, das, wenn einmal im Schusse, schwer zu pariren war, durch ein paar maliges kräftiges Anziehen der Zügel endlich zum Stehen und fragte mit wenig erfreuter Miene, was „zum Schwerenschok“ Jener von ihm wolle.

Der Kretschamwirth lachte; es war dies eine von Ernst Kaschels Eigenthümlichkeiten, in allen Lebenslagen zu grinsen. Es gab ihm das etwas Verlegenes, ja geradezu Thörichtes und Tölpelhaftes — jedenfalls hatte es der Mann, trotz dieser Eigenheit, in seinem Leben zu einer gewissen Macht über seine Mitmenschen gebracht.

Kaschelernst, wie er meist genannt wurde, verzog also sein kleines Gesicht zu einem Grinsen und fragte, statt zu antworten: „Hast De's denne so eilig, Traugott? Ich wollt' ad freun, wu De su frih am Tage schun hin wolltest?“

„Gi de Stadt, Hafer verlosen,“ erwiderte Büttner, ärgerlich über den Aufenthalt und über das verhasste Lächeln des Schwagers, dessen wahren Sinn er am eigenen Leibe oft genug erfahren hatte. Schon hob er die Peitsche, um den Knappen von Neuem anzutreiben, aber der Wirth hatte das Pferd inzwischen am Kehlriemen gefaßt und traute es in den Rüstern, so daß der Bauer, wäre er jetzt losgefahren, den Schwager höchst wahrscheinlich über den Haufen gerannt hätte.

Kaschelernst war ein kleines hiesriches Männchen, mit rötlich glänzendem, dabei magerem Gesicht. Den feuchten schwimmenden Augen konnte man die Liebhaberei des Wirthes für die Getränke ansehen, die er selbst verschänkte. Mit dem kahlen spigen Kopfe, dem fliehenden Kinn und dem Nest von vorspringenden Zähnen in dem bartlosen Munde, sah

er einer alten Ratte nicht unähnlich. Seine Glase bedeckte Tag ein Tag aus eine gewirkte Pispelmilge, der Leib war in die Wirthschürze eingeschnallt, an den Füßen trug er blaue Strümpfe, in denen die Beinleider verschwanden.

Er ließ ein „Ho, Alter, ho!“ vernehmen — was dem Pferde galt — dann wandte er sich mit blödem Lachen an seinen Schwager: „Wo in drei Teufels Namen nimmst denn Du dan Hafer her zum Verlesen, jekt, im Frühjahre?“

„Mir hon gelt Allens zusomme gekroagt uf'n Schüttboden, 's is'n immer noch ane Handvoll ibrig fir de Pferde. Ich dachte od und ich meente, weil er jekt on Preis hat, dacht'ch, De verkest' n, ehbs daß er wieder billig wird, dar Hafer.“

„Ich kenne grode a Zentner a zahne gebrauchen,“ meinte der Gastwirth, „wenn er nich zu hoch läme.“

„Der Marktpreis stiegt ja im Blattel.“

„An Marktpreis mecht'ch ni grode ne zahlen, wenn'ch 'n vum Dir nahme, den Hafer. Du wirst doch an nahen Verwandten ne überheuern wullen, Traugott.“ — Kaschelernst verstand es, ungemein treuherzig dreinzublicken, wenn er wollte.

„Bun wegen der Verwandtschaft!“ ... rief der Büttnerbauer erregt. „Sechsdohlb Prozent vum an nahen Verwandten furdern, wenn ersch's Geld nöthig hat, das kannst Du! — Sih mer aus 'n Wege, ich will furi!“

Kaschelernst ließ den Kopf des Pferdes nicht los, trotz des drohend erhobenen Peitschenstiels. „Ich will der wos sagen, Traugott!“ meinte er, „ich ha' merch überlegt seit neulich, wegen der Hypothek von Karl Leberechten. Ich will dersch Geld mit fünf Prozent burgen. Ich will's machen, od weil Du's bist, Traugott! Du brauchst's am Ende nethig. Ich ha' merch überlegt; ich will Dersch gahn, mit fünf Prozent.“

Der Bauer blickte seinen Schwager misstrauisch an. Was hatte denn den auf einmal so umgestimmt? Neulich hatte er noch sechseinhalb Prozent verlangt, und seinen Pfennig darunter, wenn er die Hypothek, die dem Böttnerbauer von seinem Bruder Karl Leberecht gekündigt worden war, übernehmen sollte. Daß Kaschelernst ihm nichts zu Liebe thun werde, wußte der Bauer nur zu genau. Andererseits lockte das Anerbieten. Fünf Prozent für die Hypothek. Es war immer noch Geld genug! Vielleicht bekam man's doch noch um ein halb Prozent billiger in der Stadt. Ueberhaupt war es vielleicht besser, sich mit Kaschel nicht weiter einzulassen; er besaß ja sowieso weiter oben noch eine Hypothek auf dem Bauerngute eingetragen, und leider hatte er ja auch überdies Forderungen.

„No, wie is?“ mahnte Kaschelernst den Ueberlegenden. „Sein mir eenig? Fünf Prozent!“

„Mir worsch oben nacht, wenn'ch 's Geld gleich kriegen konnte.“

„'s Geld is da! Ich ha's huben liegen. Da kannst's glei mitnehmen, Traugott, uf de Post, wenn De Karl Leberechten auszahlen willst. Also, wie is, sein mer eenig?“

Der Bauer simulirte noch eine ganze Weile. Er misstrauete der Sache. Irgendwo war da eine Hinterthür, die er noch nicht sah. Wenn Kaschelernst die Miene des Biedermanns aufsetzte, da konnte man sicher sein, daß er Einen begaunern wollte. „Du soist, Du hätt'sis Geld da liegen; soist Du?“

„Tausend Thaler und drüber! Se liegen bei mer im feuerficheren Schranke. Willst se sahn, Traugott?“

„Also fünf Prozent! Kannst De 's ne drunger macha?“

„Ne, drunger gar ne! Und ees wollt'ch der glei noch sagen, Traugott, bei der Gelegenheit: für meine eegne Hypothek, die'ch von Deiner Schwester geerbt ha', dos wullt'ch der glei noch sagen: da mecht'ch von Michaelis an och fünf Prozent han, diere dos is mer zu wing, verstiecht De!“

„Du bist wuhl verritt!“

„Fünf Prozent für beide Hypotheken! Hernachen sollst Du's Geld han. Anderscher wird keen Geschäft ne, Traugott!“

Jetzt riß dem Böttnerbauer die Geduld.

Er hob die Peitsche und schlug auf das Pferd. Der Gastwirth, erkennend, daß es diesmal Ernst sei, hatte gerade noch Zeit, bei Seite zu springen. Der Nappe bockte erst ein paar Mal ob der unerwarteten Schläge, dann zog er an. Kirchsroth im Gesicht wandte sich der Bauer nach seinem Schwager um und drohte unter wilden Schimpfreden. Dabei ging das Geschirr in Bogenlinien von einer Seite der Straße auf die andere und drohte in den Graben zu stürzen, weil der Bauer in seiner Wuth abwechselnd an der Hütte- und an der Hüfteleine riß.

Der Kretschamwirth stand mitten auf der Straße und sah dem davoneilenden Gefährten nach, sich die Seiten vor Lachen haltend. Er sprang vor Vergnügen von einem Bein auf das andere, kicherte und schnappte nach Luft. Sein Sohn Richard, ein sechzehnjähriger Schlack, hatte die Verhandlungen zwischen Vater und Onkel vom Gaststübchenfenster aus neugierig verfolgt. Jetzt, da er den Böttnerbauer erregt abfahren sah, kam er heraus zum Vater, um zu erfahren, was eigentlich vorgegangen sei. Kaschel-Ernst, dem die Augen übergingen, konnte seinem Sohn vor Lachen kaum etwas erzählen.

Der Böttnerbauer machte seinem Aerger noch eine geraume Weile durch Flüche Luft. Am meisten ärgerte er sich über sich selbst, daß er sich abermals hatte verführen lassen, mit seinem Schwager Kaschel zu sprechen. Als ob jemals ein Mensch mit diesem „Wirgehund“ etwas zu thun gehabt hätte, ohne von ihm übers Ohr gebauen worden zu sein. Der war ja so ein „geriffener Hund“ mit seinem blöden Lachen. Als ob er nicht bis drei zählen könne, so konnte dieser Lump sich anstellen, und gerade damit fing er die meisten Gimpel.

Als Kaschelernst ins Dorf gekommen war, vor Jahren, hatte er nicht einen rothen Heller sein eigen genannt, und jetzt war er der anerkannt reichste Mann in Halbenau. Der Kretscham, zu welchem ein nicht

unbedeutendes Feldgrundstück gehörte, war sein eigen. Er hatte einen Tanzsaal mit großen Fenstern eingebaut, zwei Kegelbahnen und einen Schießstand angelegt. Außer dem Schnaps- und Bierauschank betrieb er den Kleintram, gelegentlich auch Fleischeri und Getreidehandel. Alles gedieh ihm. Auch Landverkäufe vermittelte er. Man mangelte allerhand, daß er seine Hand im Spiele gehabt bei Güterzerschlagungen, wie sie in der letzten Zeit nicht selten in und um Halbenau stattgefunden hatten. Mit den Händlern, Maklern und Agenten der Stadt stand er in regem Verkehr; kaum eine Woche verging, wo nicht Einer von dieser Junft im Kretscham von Halbenau abgestiegen wäre.

Und zu denken, daß dieser Mensch alles das nur dadurch erreicht hatte, daß er eine Tochter aus dem Böttnerischen Gute geheirathet!

Der alte Bauer gab sich trüben Gedanken hin, nachdem der erste Aerger verfliegen war. Wie war das Alles nur so über ihn und seine Familie gekommen! — Es war doch keine Gerechtigkeit in der Welt! Der Pastor mochte von der Kanzel herab sagen, was er wollte: die schlechten Menschen fänden schon hier auf Erden ihre Strafe und die guten ihren Lohn; für ihn und die Seinen stimmte das nicht. Da war es eher umgekehrt. — Es gab keine Gerechtigkeit auf der Welt!

* * *

Das Böttnerische Gut war eine der ältesten spannfähigen Stellen im Orte. Es war, wie die Kirchenbuchnachrichten auswiesen, stets mit Leuten dieses Namens besetzt gewesen. Lange vor dem großen Kriege schon hatten die Böttners dem Dorfe mehrere Schulzen geschenkt, und unter den alten Grabsteinen auf dem Kirchhofe war mancher, der diesen Namen aufwies.

Während des dreißigjährigen Krieges, wo Halbenau und Umgegend mehrfach arg mitgenommen wurden, war mit dem „großen Sterben“ auch die Böttnerische Familie bis auf vier Augen ausgestorben. Seitdem gab es nur noch diesen einen Zweig in Halbenau. Nicht, daß es der Familie an Nachwuchs gefehlt hätte! aber entweder heiratheten die jüngeren Söhne nicht, oder wenn sie eine eigene Familie begründet hatten, blieben sie doch mit Frau und Kind auf dem Hofe ihrer Väter, halfen bei der Bestellung und arbeiteten die Frohndienste für den Grundherrschaft ab. Die Kinder mußten, wie üblich, der Gutsherrschaft zum Zwangsgesinde dienst angeboten werden. Man besand sich ja nicht auf eigenem Grund und Boden; der Gutsherr hatte die Obrigkeit und besaß Verfügungsrecht über Land und Leib seiner Unterthanen. Aber die besondere Stellung der Böttnerischen Familie, ihre Tüchtigkeit und Nützlichkeit, war auch von Seiten der Gutsherrschaft respektirt worden. Niemals war einer aus diesem Gute, wie es in der Zeit der Erbunterthänigkeit den Bauern nicht selten zu geschehen pflegte, in eine geringere Stelle versetzt worden. Man leistete durch Spandienste und Handdienste der Herrschaft ab, was man ihr schuldig war. Großen Wohlstand hatte man dabei nicht sammeln können; dazu war auch die Kopfzahl der Familie zu stark gewesen und der Boden zu ärmlich. Aber man hatte nichts eingebüßt an Land und Kraft in den Zeiten der Hörigkeit, die nur zu viele Bauern herabgedrückt hat zur Unselbstständigkeit und Stumpfheit des abhängigen Subjekts. Und der Hausverband, die Zusammengehörigkeit der Familie, war gewahrt worden.

Unter dem Großvater des jetzigen Besitzers trat die Bauernbefreiung in Kraft. Die Erbunterthänigkeit wurde aufgehoben, alle Frohnden abgelöst. Bei der Regulirung verlor das Bauerngut ein volles Dritteltheil seiner Fläche an die Herrschaft.

In dem Vater des jetzigen Böttnerbauers erreichte die Familie einen gewissen Gipfel. Er war ein rühriger Mann, und es gelang ihm, sich durch Fleiß und Umsicht, begünstigt durch gute Jahre, zu einiger Wohlhabenheit emporzuarbeiten. Durch einen günstigen Kauf verstand er es sogar, den Umfang des Gutes wieder zu vergrößern. Vor Allem aber legte er das erworbene Geld in praktischen und bleibenden Verbesserungen des Grund und Bodens an.

Es war kein kleines Stück für den Mann, sich dem Vordringen des benachbarten Rittergutes gegenüber, das sich durch Ankauf von kleineren und größeren Parzellen im Laufe der Jahre zu einer Herrschaft von stattlichem Umfange erweitert hatte, als selbstständiger Bauer zu erhalten. Unter diesem Besitzer war die Familie, dem Zuge der Zeit folgend, in alle Windrichtungen auseinander gestiegen. Nur der älteste Sohn, Traugott, war als zutiünftiger Erbe auf dem väterlichen Hofe geblieben. Als der alte Mann ziemlich plötzlich durch Schlagfluß starb, fand sich kein Testament vor. Als echtem Bauern war ihm alles Schreibwesen von Grund der Seele verhaßt gewesen. Gegen Gerichte und Advokaten hatte er ein tief eingeleistetes Mißtrauen gehegt. Zudem war der Alte einer von denen, die sich nicht gern daran erinnern ließen, daß sie dieser Welt einmal Balet sagen müssen. Auch schien jede Erbbestimmung unnötig, weil als selbstverständlich angenommen wurde, daß, wie seit Menschengedenken, auch diesmal wieder der Älteste das Gut erben werde und daß sich die übrigen Geschwister murrlos darein finden würden.

Das kam nun doch etwas anders, als der Verstorbene angenommen hatte.

Es waren fünf Kinder vorhanden und die Wittve des Dahingegangenen. Traugott, der Älteste, war durch den Tod des Vaters Familienoberhaupt und Bauer geworden. Der zweite Sohn hatte vor Jahren das Dorf mit der Stadt vertauscht. Ein dritter war auf der Wanderschaft nach Oesterreich gekommen und dort sitzen geblieben. Außer diesen drei Söhnen waren noch zwei Töchter da. Die eine war mit dem Kretschamwirth von Halbenau verheiratet, die andere hatte einen Mühlknappen geheirathet, mit dem sie später von Halbenau fortgezogen war.

Im Erbe befand sich nur das Bauerngut mit Gebäuden, Vorräthen und Inventar. Das baare Geld war zu Ausstattungen der Töchter und zu Meliorationen verwendet worden.

Der älteste Sohn erklärte sich bereit, das Erbe anzutreten und die übrigen Erben mit einer geringfügigen Auszahlung abzufinden, wie es der oftmals ausgesprochene Wunsch des Verstorbenen gewesen war. Aber der Alte hatte da mit einer Gesinnung gerechnet, die wohl in seiner Jugend noch die Familie beherrscht hatte: der Gemein Sinn, der aber dem neuen Geschlechte abhanden gekommen war. Zu Gunsten der Einheitlichkeit des Familienbesitzes wollte keiner der Erben ein Opfer bringen.

Es wurde Taxe verlangt zum Zwecke der Erbregulirung. Als diese nach Ansicht der Pflichttheilberechtigten zu niedrig ausfiel, focht man die Erbschaftstaxe an und forderte Versteigerung des Gutes.

Der älteste Sohn, der sein ganzes Leben auf dereinstige Uebernahme des väterlichen Gutes zugeschnitten hatte, wollte den Besitz um keinen Preis fahren lassen. Er erstand schließlich das Gut zu einem von seinen Geschwistern künstlich in die Höhe geschraubten Preise.

Natürlich war er außer Stande, die Erben auszusahlen. Ihre Erbtheile wurden auf das Gut eingetragen; Traugott mußte froh sein, daß man ihm das Geld zu vier Prozent stehen ließ. So saß denn der neue Böttnerbauer auf dem väterlichen Grundstücke, das mit einem Schläge aus einem unbelasteten in ein über und über verschuldetes verwandelt worden war.

Es kamen Kriege, an denen Traugott Böttner theilnahm. Die schlechten und die guten Zeiten wechselten wie Regen und Sonnenschein. Aber die guten Jahre kamen dem Braven nicht recht zu statten, da er nicht kapitalkräftig genug war, um den allgemeinen Aufschwung und die Gunst der Verhältnisse auszubenten. Die schlechten Jahre dagegen drückten auf ihn, wie ein Panzerkleid auf einen schwachen und wunden Leib.

Der Böttnerbauer war freilich nicht der Mann, der sich leicht werfen ließ.

Sein Gut war ausgedehnt, die äußersten Feldmarken lagen in beträchtlicher Entfernung von dem am untersten Ende eines schmalen Landstreifens gelegenen Hofe. Der Boden war leicht und die Ackerfrumme von geringer Mächtigkeit. Dazu waren die

Witterungsverhältnisse nicht einmal günstige; denn nach Norden und Osten lag das Land offen da, vom Süden und Westen her aber wirkten Höhenzüge ein, Kälte und Feuchtigkeit befördernd und die warme Jahreszeit abkürzend. Der Acker trug daher nur spärlich zu, der Emsigkeit und der rastlosen Anstrengung des Bauern zum Troste. Die Zinsen verschlangen die Ernten. Die Schulden mehrten sich langsam, aber sicher. An Meliorationen konnte man nicht mehr denken. Wenn der Bauer auch hier und da einen Anfang machte, stärker zu düngen, Abzugsgräben baute, an den Gebäuden besserte und flüchte, oder auch neues Gerath anschaffte, so warfen ihn unvorhergesehene Unglücksfälle: Hagelschlag, Viehseuchen, Erkrankungen, Tod und sonstiges Elend, immer wieder zurück und verbarben ihm seine Arbeit.

Es war der Verzweiflungskampf eines zähen Schwimmers in den Wellen, der sich mit aller Anstrengung gerade nur über Wasser zu erhalten vermag.

In diesem Kampfe war der Büttnerbauer ein Sechziger geworden.

IV.

Der Büttnerbauer fuhr in die Kreisstadt ein. Er spannte, wie immer, im Gasthose „Zum muthigen Ritter“ aus. Nachdem er seinen Kappen in den Stall geführt und selbst versorgt hatte, begab er sich auf den Markt.

Es war heute der Hauptwochenmarkt. Die Stadt wimmelte daher von Fuhrwerken und Leuten, die vom Lande hereingekommen waren. Der Büttnerbauer war nicht unbekannt; vielmehr wurde er von den Kleinhändlern und Handwerkern, die bei offenen Ladenthüren in ihren Geschäften standen, angerufen und gebeten, einzutreten. Aber er wollte sich heute nicht beschwagen lassen zu irgendwelchen Einkäufen. Erst wollte er mit Profit verkaufen, dann würde man weitersehen, ob ein Groschen zu dergleichen übrig sei.

Auf dem Marktplatz gab es eine jedem Eingeweihten wohlbekannte Ecke, wo die Käufe und Verkäufe in Getreide abgeschlossen zu werden pflegten. Als sich der Bauer diesem Flecke näherte, kam ihm einer der Händler sofort mit ausgetreter Hand entgegen und erkundigte sich nach seinen Wünschen, dann wurde er in den Kreis der dort versammelten Männer gezogen, man klopfte ihm auf die Schulter und meinte, er habe sich recht lange nicht mehr blicken lassen.

Aber dieses auffällige Entgegenkommen von Leuten, die er kaum kannte, machte den alten Mann stutzig. Wollte man ihn hier etwa dumm machen? Als man ihn fragte, ob er was zu verkaufen habe, antwortete er vorsichtig und zurückhaltend. Dann ging er von dieser Gruppe weg zu einer anderen. Er wollte sich die Sache scheinbar nur mit ansehen. Die Hände auf dem Rücken, hörte er überall ein wenig zu. Die Kauflust war groß, besonders Hafer wurde stark gefragt. Es ward auch manches Geschäft abgeschlossen, nach den Handschlägen zu schließen, die zur Besiegelung jedes Mal gegeben wurden.

Nachdem sich der Büttnerbauer eine Weile hier aufgehalt, verließ er den Marktplatz wieder. Es waren ihm allerhand Bedenken gekommen. Bei dieser Art zu handeln, wie sie hier in so lauter und nachlässiger Weise von den Händlern betrieben wurde, schien es ihm auf ein Betrügen des Landmannes herauszukommen.

Heute lag ihm daran, einen möglichst hohen Preis zu erzielen aus seinem Hafer, denn er hatte vor, mit dem Erlös eine Kuh anzukaufen zum Ersatz für eine, die er im Laufe des Winter hatte stechen lassen müssen.

Nun entsann er sich, daß er vorm Jahre in einem Getreidegeschäfte der inneren Stadt für Roggen einen guten Preis bezahlt erhalten hatte. Das Geschäft schickte ihm seitdem vierteljährlich seinen Katalog zu. Erst vor ein paar Tagen noch war ihm ein solcher Prospekt in die Hände gefallen. Die Zahlung der „höchstmöglichen Preise“ und die „kulantesten Bedingungen“ wurden darin versprochen.

Der Bauer meinte, er könne es mit Samuel Harrassowiz wieder einmal versuchen. War dort nichts zu machen, dann konnte man den Hafer ja immer noch auf dem Markte loschlagen.

Das Geschäft von Harrassowiz lag in einer ziemlich engen Gasse, zu ebener Erde. Man trat zunächst in eine tonnenartige Einfahrt, die in einen gepflasterten Hof ausmündete. Eine Seitenthür führte von der Einfahrt aus in das Komptoir.

Der Büttnerbauer trat, seinen Hut schon vor der Thür abnehmend, nachdem er angeklopft hatte, ein. Es war ein langer, schmaler Raum, in der Mitte durch einen Ladentisch getheilt, hinter dem mehrere Schreiber auf Drehschemeln an hohen Pulsten saßen. Ein junger Mann mit einer Brille sprang von seinem Schemel herab, kam auf den Bauer zu und fragte, was er wünsche. Der Alte meinte, er habe etwas Hafer zu verkaufen. Wie viel es sei, fragte der junge Mensch, die Feder an seinem Ärmel auswischend.

„Sack a Sticker zahne kenntens schun sein,“ gab der Büttnerbauer zurück.

Der Jüngling lächelte darauf überlegen und meinte, daß sein Haus sich mit „Detail-Einkäufen“ nicht abgebe.

Für den Bauer war die Ausdrucksweise des jungen Herrn unverständlich. Es gab Frage und Antwort und abermals Fragen. Die Schreiber drehten sich auf ihren Sesseln um und betrachteten sich den alten Mann im altväterischen Rock mit spöttischen Mienen.

Darüber war ein mittelgroßer, zur Korpuslenz neigender Mann mit kahltem Kopfe, gebogener Nase und brandrothem Backenbart von einem Nebenraume aus ins Komptoir getreten. Sofort fuhren alle Drehschemel wieder herum und die jungen Leute steckten, mit gebeugtem Rücken, die Nasen eifrig in ihre Schreibereien.

Samuel Harrassowiz — denn er war es selbst — maß die Gestalt des Bauern mit spähendem Blicke. Dann trat er auf ihn zu, streckte die Hand aus, lächelte verbindlich und sagte: „Griß Sie Gott, mein lieber Herr Büttner! Was steht zu Ihren Diensten?“

Der Bauer war völlig überrascht. Woher kannte ihn dieser Herr? Er konnte sich nicht entsinnen, dieses Gesicht jemals gesehen zu haben.

„Ich werde Sie doch wahrhaftig kennen, Herr Büttner!“ meinte der Händler. „Sie sind eine bekannte Persönlichkeit bei uns. Besten Sie nicht ein schönes Gut in Halbenau — nicht wahr?“

Der Bauer stand da mit offenem Munde, starrte Jenen an, der ihm die Allwissenheit in Person schien, und konnte sich von seinem Staunen garnicht wieder erholen.

„Kenne Sie! Kenne Sie ganz gut, Herr Büttner! Also, womit können wir dienen?“

Der junge Mann raunte inzwischen seinem Chef mit halbhafter Stimme etwas zu. „Nun, und ich hoffe stark, daß Sie Herrn Büttner den Hafer abgenommen haben, Herr Bellwig!“ rief der Händler. „Ich dachte . . .“ meinte der Angeredete. — „Ach was, dachte! Sie denken immer! Verschmerzen mir darüber womöglich eine solche Kundschaft. — Natürlich nehmen wir den Hafer, Herr Büttner! Unbesehen nehmen wir Alles, was Sie uns bringen. Haben Sie den Hafer mit in der Stadt?“

Der Büttnerbauer brachte mit Ruck und Zerren ein Säckchen von grauer Leinwand aus seiner hinteren Rocktasche hervor.

„Ach so, eine Probe! Ist eigentlich garnicht nöthig, Herr Büttner. Kennen Ihre Waare schon. Prima, natürlich!“

Er öffnete das Säckchen aber dennoch und ließ die Körner prüfend durch die Finger gleiten. „Kaufen wir! Geben den höchsten Marktpreis. Herr Bellwig, gleich einen Mann nach dem ‚Muthigen Ritter‘ schicken! Der Hafer soll her. — Inzwischen kommen Sie mal auf ein Augenblickchen hier herein, mein guter Herr Büttner. Sie müssen mir was über den Saatenstand bei Ihnen da draußen erzählen.“

(Fortsetzung folgt.)

Schnebel.

Die Wahrheit stiftet nicht so viel Gutes in der Welt,
als ihr Schein Unheil. De la Rochefoucauld.
Raum im Herzen macht Raum im Hause.
Manfen.

Wanderungen durch Zeit und Raum.

Von Th. Overbeck.

XII.

Die älteste Lebewelt und der Ursprung des Lebens.

Eine der schwierigsten Aufgaben, welche bis jetzt weder Philosophie noch Naturforschung, geschweige denn gar die der exakten Forschung meistens feindselig gegenüberstehende Theologie gelöst haben, bietet unser heutiges Thema, vorzüglich in der Frage nach Ursprung und Wesen des Lebens.

Die Theologie findet sich allerdings mit dieser Frage schnell ab, denn sie sagt einfach: Der allmächtige Gott wollte, und es ward.

Daß damit natürlich garnichts erklärt ist (denn nicht einmal einen Versuch zur Erklärung kann man diese frei in der Luft schwebende Behauptung der Gottesgelahrtheit nennen) braucht man einem jeden denkfähigen Menschen wohl kaum noch zu sagen.

Erstens nämlich bleibt die Theologie den Beweis schuldig, daß eine Gottheit, geschweige denn eine allmächtige Gottheit, überhaupt existirt; man kann darüber eben sehr getheilte Ansicht sein, zumal die Naturforschung eine endlose Zahl von Thatsachen ans Licht zog, welche mit den Attributen der Vollkommenheit schlechterdings nicht zu vereinbaren sind.

Erst aber wenn die Existenzfrage in bejahendem Sinne, alle Zweifel ausschließend, gelöst wäre, dann erst könnte man der zweiten Frage, in welcher Weise denn ein einfaches Wollen den Stoff zur Ausscheidung von Leben veranlassen würde, überhaupt näher treten.

Aber auch dann würden sich noch Unmöglichkeiten auf Unmöglichkeiten thürmen.

Daß mancher Mensch in seinem Glauben, in kindlicher Einfalt und Dummheit sich glücklich fühlt, Beruhigung und Trost findet, ist sicher, aber ebenso sicher ist, daß Unglaube gepaart mit Wissenschaft genau dieselbe Ruhe zu geben vermag, wie zahllose Denker und Forscher in ihrer Sterbestunde bewiesen.

Es wäre ja gewiß recht schön, wenn man die ganze Sorge für Existenz und Leben diesseits und jenseits des Grabes einem Dritten aufbürden könnte, aber lediglich weil dieses schön und angenehm wäre, braucht es noch längst nicht wahr zu sein.

Es wäre ja Vieles recht schön in der Welt, z. B. wenn Gerechtigkeit für Alle existirte, oder jeder Arbeiter einen Lohn erhielte, der ihm ein menschenwürdiges Dasein ermöglichte, aber lediglich weil es schön, ist es doch noch längst nicht wahr.

Was man wünscht und hofft, das glaubt man eben, aber Wünsche und Hoffnungen können wohl Glauben hervorrufen, aber nie Thatsachen schaffen.

Für die exakte Naturwissenschaft existirt daher diese Frage nach dem Dasein einer Gottheit überhaupt nicht, sie läßt dieselbe einfach auf sich beruhen, da sie für den Fortschritt der Wissenschaft absolut werthlos ist. Auch wir wollen daher dieselbe nicht weiter erörtern, sondern direkt zu den Anschauungen der Wissenschaft über Ursprung und Wesen des Lebens übergehen.

Wenn nun auch die moderne Wissenschaft einen willkürlichen Schöpfungsakt überhaupt ausschließt, so herrscht aber dennoch, wie bei der Schwierigkeit der Frage zu erwarten, keine Einigkeit unter den Forschern, sondern es stehen sich zwei Anschauungen diametral gegenüber.

Die eine Richtung unterscheidet streng zwischen organischer und unorganischer Welt, huldigt einem Dualismus, verlegt das Lebensprinzip in winzige Keime, meistens nur aus einer Zelle bestehend, welches dann, den unorganischen Stoff zeitweise beherrschend, diesen zum Aufbau größerer Organismen verwerthet.

Diese Richtung betrachtet das Leben als ewig und sieht die heutigen Lebewesen der Erde als die direkten Nachkommen von Organismen an, welche vor Aeonen auf anderen, jetzt längst zerfallenen Welten lebten.

Die Vertreter dieser Richtung nehmen an, daß die organische Welt von einem Weltkörper auf den anderen übertragen werde, und zwar durch die winzigen Keime, welche eine jede mit einer Lebewelt

bedeckte Welt infolge ihrer Fortbewegung im Welt-raum abtreibe, mit Partikeln ihrer Luftkülle hinter sich zurücklasse.

Der Weltraum sei also, wird angenommen, locker durchfüllt mit Keimen, welche bei günstiger Gelegenheit von fremden sich nähernden Welten angezogen würden, hier niederfielen und, falls Lebensbedingungen vorhanden, neues Leben erstehen ließen.

Daß z. B. unsere Erde, bei ihrem schwindelnden Fluge durch das Weltall, Theilchen ihrer Luftkülle, erfüllt mit Keimen, hinter sich läßt, für welchen Verlust sie von vorne Ersatz bekommt, ist selbstverständlich, zeigen doch die Kometen in ihren Schweifen und in Stoffabtrennungen ganz analoge Erscheinungen.

Daß daher eine Besiedelung anderer Weltkörper durch irdische Keime und umgekehrt nicht als absolut ausgeschlossen zu betrachten ist, bedarf also keiner näheren Erörterung, zumal der Natur der Sache nach eine große Lebensfähigkeit dieser Keime voraussetzen, wenn es auch bis jetzt nicht möglich war und auch wohl nie möglich sein wird, direkt nachzuweisen, wie lange diese niedrigsten Organismen lebensfähig bleiben.

Wie aber aus derart von auswärts eingesäten Keimen allmählig höherstehende Organismen hervorgehen können, darüber geben die Forschungen der neueren Zeit (Lamarck, Darwin, Haeckel u. A.) die genaueste Auskunft.

Trotzdem nun diese Anschauung in der Hinsicht nicht ganz Unrecht haben mag, daß sie eine Uebertragung von Keimen von einem Weltkörper auf den anderen annimmt, so ist ihr Dualismus, die Trennung von organischer und unorganischer, von lebender und todtter Materie doch höchst anfechtbar.

Thatsächlich ist, wie die Gegner dieser Weltanschauung nachweisen, auch keine Grenze zwischen belebter und unbelebter Materie zu ziehen, denn schon der angeblich todtte Stoff zeigt durch chemische Prozesse, die sich nach gesetzmäßigen Regeln vollziehen, in erster Linie durch die Krystallisation, Lebensäußerungen, denen wir auch in der organischen Welt begegnen, und bilden z. B. die rundflächigen Krystalle des reinen Kohlenstoffes, des Diamanten, wie schon in voriger Abhandlung angedeutet, das direkte Verbindungsglied zwischen den geradflächigen Krystallen sämtlicher anderer Mineralien und den rundflächigen Krystalloiden im Inneren vieler Organismen bezw. den Zellen des Pflanzen- und Thierkörpers.

Der gesammte Stoff des Weltalls ist daher als belebt anzusehen und besteht zwischen den Lebensäußerungen des Minerals und denen der Pflanzen und der Thiere kein wesentlicher Unterschied im Prinzip, sondern lediglich in der Höhe und der Entwicklung.

Das Leben des Minerals ist daher vergleichbar einer einfachen Buchstabenreihe, aus der durch Umlegung und Wiederholung schließlich ein hervorragendes Geistesprodukt geschaffen werden kann.

Es besteht zwischen der Lebensthätigkeit des Minerals und des Organismus kein qualitativer, sondern nur ein quantitativer Unterschied.

Groß ist aber offenbar die Kraftentfaltung des Stoffes, welche erforderlich ist, um organisiertes und schließlich selbstbewusstes Leben ersprießen zu lassen.

Welch endloser Raum ist z. B. erforderlich, um schließlich, gegen den Raum gerechnet, winzigen Stoffballungen, den Weltkörpern, ein Dasein zu ermöglichen, und wie völlig verschwindend ist die gesammte organische Welt hinsichtlich ihrer Masse gegen die Masse des unorganisierten Stoffes.

Das zur Erkenntnis des Ichs gelangte Leben ist daher etwas unendlich Hohes und ist die Vernichtung des Lebensgemüthes breiter Menschenmassen im einseitigen Interesse der Herrschsucht, der Habsucht und der Genußsucht Mächtiger und Besizender das größte Verbrechen, welches überhaupt verübt werden kann, denn der als Entschädigung dafür gegebene Wechsel auf das Jenenseit ist schwer diskutierbar.

Wie nun die Organismen beschaffen waren, welche zuerst die noch sehr warmen, aber doch nicht mehr siedenden Ozeane bevölkerten, entzieht sich jeder Beurtheilung, da Reste von ihnen noch nicht gefunden wurden.

Es ist aber wohl als wahrscheinlich zu betrachten, daß die ältesten Gebilde höchst vergänglich und von gallertartiger Substanz waren, gleich den niedrigsten Organismen, welche sich noch heute in Süß- und Salzwasser finden.

Es sind dieses die Protisten oder Urwesen, um deren Kenntniß sich in erster Linie Haeckel hervorragende Verdienste erworben.

Auf der niedrigsten Stufe steht von diesen wohl der Tiefseeschleim, welcher im Jahre 1857 von dem Kapitän Dayman des englischen Kriegsschiffes Cyclop im nördlichen Atlantischen Ozean entdeckt ward.

Tausende von Quadratmeilen des Meeresbodens sind dort von einem zähen Schleim überzogen, welcher sich bewegt und in seinem Inneren Höhlungen zeigt, derart, daß die ganze Masse ein langsam durcheinander kriechendes Maschenwerk bildet.

Das Dasein dieses höchst wunderbaren Lebewesens, welches der berühmte englische Zoologe Huxley Bathybius Haeckelii nannte, ward später mehrfach angezweifelt, ist jedoch jetzt über alle Zweifel erhaben.

Ist dieses formlose, lebende Wesen doch im Grunde genommen nicht absonderlicher als die Myxomyceten oder Schleimpilze unserer feuchten Wälder, welche genau dieselbe kriechende Schleimmasse darstellen und völlig richtig Organismen ohne Organe zu nennen sind.

Die auf dem Grunde der süßen und salzigen Gewässer lebenden kleinen Urwesen, die Amöben, bestehen lediglich aus einem Klümpchen solchen belebten Schleimes.

Dieselben sind meistens mikroskopisch klein, doch zuweilen auch von der Größe eines Nadelknopfes und darüber, ohne Haut und Struktur und bestimmte Gestalt, da letztere sich beständig ändert.

Dieser belebte Schleim wird vermuthlich direkt oder vermittelt einiger noch unbekannter Zwischenstufen aus Stickstoffverbindungen des unorganischen Stoffes sich zum Leben emporringen.

Diese Amöbengefalt wiederholt sich vielfach im Inneren höherer Geschöpfe, und gleichen u. A. die weißen Blutkörperchen des Menschen und der Thiere genau diesen Amöben des Wassers. Von diesen Amöben, welche anfänglich von gleichartiger Masse, später einen dichteren Kern ansbilden, sich durch Aufnahme von außen durch Umhüllen fremder Körper ernähren, bis zu der Bildung einer Zelle, des Grundorgans der Pflanzen und Thiere, ist nur ein Schritt, denn es gehört dazu lediglich die Bildung einer Außenhaut. Schon die Verdampfung des Oberflächenwassers bei zufälliger, kurzer Trockenlegung des Gebildes genügt, den Prozeß der Hautbildung einzuleiten.

In dieser Schleimmasse, dem sogenannten Protoplasma, liegt, wie neuerdings angenommen wird, das eigentliche Lebensprinzip, auch in den höheren Thieren und Pflanzen, deren Gewebe nur die Hülle darstellen, in denen sich die eigentlichen Lebensprozesse entwickeln.

Nackte oder von einer Membrane umhüllte, einfache Zellen leben nun in großer Zahl und in verschiedensten Arten im Wasser und auch im Halbtrockenen.

Eine Anzahl nackter sendet nach allen Richtungen feine Schleimfäden aus, sogenannte Scheinfüße, mittelst deren sie umherkriechen und mit Nahrungstoffen in Berührung kommen, die dann durch Umhüllung und Verschmelzen mit dem Inneren konsumirt werden; andere dagegen, die bereits mit einer Oberhaut versehen, können nur schwimmen und durch Hautöffnungen Nahrung aufsaugen.

Außer diesen niedrigstehenden, belebten Schleimklümpchen, den Amöben, giebt es nun noch eine große Anzahl ähnlicher, aber höherstehender Gebilde, vermuthlich fortgeschrittene Abkömmlinge der Urformen, welche schließlich zu noch höheren Formen hinüberleiten.

Hinsichtlich dieser Urwesen oder Protisten ist nun noch nicht zu sagen, ob sie der Thier- oder Pflanzenwelt angehören, denn einestheils leiten sie direkt zu niederen Algen hinüber, andererseits zeigen sie, wie bereits erwähnt, die frappanteste Aehnlichkeit mit Gebilden in den Körpern der höheren Thiere und des Menschen.

Man hat sie daher nothgedrungen nebst verschiedenen anderen zweifelhaften Formen, z. B. den Süß- und Seewasserchwämmen, zu denen auch der bekannte Badeschwamm gehört, zu einem besonderen Organismenreiche vereinigt, dem Reiche der Protisten.

Nahezu selbstverständlich ist nun, daß die ältesten lebenden Bewohner unseres Erdballs wenigstens annähernd diesen Urformen gleichen, so daß es garnicht wunderbar erscheinen kann, wenn man keinerlei Ueberreste von ihnen bis jetzt in den Felschichten der Erdrinde als Versteinerungen auffand; die Gebilde waren eben zu vergänglich Natur.

Nur ein Urwesen der ältesten Periode, nach Ausnahme des Entdeckers und verschiedener anderer Forscher ein großer Stammerfüßer, wurde von dem Geologen Logan in den sechziger Jahren in den tiefsten Gneisschichten am Ottawafusse in Canada gefunden. Dasselbe erhielt, obgleich man es später auch an anderen Orten, auch in Europa, u. A. sehr schön in Böhmen fand, den poetischen Namen Eozoon canadense (canadische Morgenröthe des Lebens).

Später ward die organische Natur des Gebildes allerdings angezweifelt, namentlich von dem Geologen Mäbius, und für eine Krystallisation erklärt, aber dennoch ist die Frage noch durchaus nicht entschieden, zumal die früher von demselben mit gleicher Bestimmtheit aufgestellte Behauptung, daß der erwähnte Tiefseeschleim nur gallertartiger Gips sei, sich ebenfalls nicht bewährt hat.

Die Professoren Rowney und King bestritten gleichfalls im Jahre 1869 aufs Neue in einer der Londoner Zoologischen Gesellschaft vorgelegten Abhandlung die organische Natur des Eozoon.

Es zeigte sich jedoch nach der Berlesung der Abhandlung, daß alle anwesenden Mikroskopiker anderer Ansicht waren und sprachen die bei dieser Gelegenheit vorgebrachten Gründe, sowie die genau dargelegten Untersuchungsergebnisse nahezu unwiderleglich für die organische Natur des Gebildes.

Langsam rang sich nun aus diesen ersten Anfängen das Leben zu höheren Formen empor, denn in den den laurentinischen Schichten, der Fundstätte des Eozoon, auflagernden kambrischen Schichten, welche allerdings durch die zur Zeit ihrer Ablagerung noch sehr nahe, innere Gluth der Erde sehr verändert worden, finden sich nur äußerst spärliche Reste von Organismen, vorzüglich auf Muschelanhäufungen zurückzuführende Kalklager.

Erst in den dann folgenden nächstjüngeren Silurablagerungen finden sich die Reste einer reicheren Lebewelt und kann von hier an die Geologie ihre Lehren durch unanfechtbare Beweisstücke sicher begründen.



Das Duell mit dem Faun.

Von Detlev Roberty.

Das Gut des Freiherrn Franz von Rittinghausen lag faun eine halbe Stunde von dem seines Fremdes, des Reichs- und Landtagsabgeordneten Botho von Rosen, entfernt.

Dieser Umstand sowie die Bande alter Kameradschaft, die sie vor nunmehr fünfzehn Jahren auf der Stabtennantstalt Lichterfelde knüpften, brachten es mit sich, daß man fast täglich miteinander verkehrte; sei es, daß Franz, der Jüngere, Botho auf dem Erbe seiner Väter besuchte, sei es, daß geschäftliche Interessen oder die Freunde der Jagd die Freunde zusammen führten.

Dazu kam, daß Beide Junggesellen waren, und die Abende im Kasino der Gardebrigade noch zu fest im Gedächtniß haften, als daß man nicht im Bechgelagen à deux wenigstens einigen Ersatz für die oft bis zur Dohlezeit ausgelassenen Stunden der flotten Lieutenantszeit gesucht hätte.

Und wo konnte man dies bequemer haben, wo ungenirt seinen Launen die Zügel schießen lassen, als daheim?

Früher waren sie wohl öfter im leichten Korbwagen ihre zwei, drei Stunden nach der kleinen Kreisstadt hinübergefahren, um in einem reservirten Zimmer des „Rothem Löwen“ zusammen mit anderen

Gutsbibelen
M
es Fra
bild f
und 11

ver-
 3. den
 ch der
 ideren
 stiften.
 ltesten
 s an-
 rnicht
 leber-
 n der
 gebilde

h An-
 nderer
 n dem
 n den
 anada
 später
 l. sehr
 ozoon
 is).

ebildes
 ologen
 aber
 hieden,
 er Be-
 wühnte
 eben-

stritten
 er der
 n Ab-

er Ab-
 nderer
 genheit
 elegten
 für die

n An-
 , denn
 itte des
 welche
 g noch
 ändert
 te von
 fungen

Silur-
 eicheren
 ie ihre
 er be-

III.

Ritting-
 de von
 Land-

merad-
 en auf
 hten es
 ekehrte;
 if dem
 eichäft-
 g die

n, und
 noch zu
 nicht in
 für die
 flotten

en, wo
 lassen.

Storb-
 kleinen
 erwirten
 anderet



Humoreske. Von Peter H. Becker.

Gutsbesitzern und Vertretern des Landadels einen
 fidelen Abend zu verleben.
 Aber in jenem „gotverfluchten Saumest“, wie
 es Franz immer nannte, war man ja keinen Augen-
 blick sicher vor den gloyenden Augen der Spießer
 und kleinen Bauern, die für ihre Bedürfnisse, für

ihre Art zu leben, nun einmal kein Verständnis
 hatten. Und solch eine nächtliche Heimfahrt wie
 damals, als Franz in seiner sinnlosen Trunkenheit
 sich partout aus dem Wagen und unter die Räder
 hatte stürzen wollen, wünschte man ein zweites Mal
 auch nicht zu erleben.

Da war es denn doch gemüthlicher, in Bothos
 stilvoll eingerichtetem Jagdzimmer zu sitzen, und sich
 hier mit schwerem Nothspan und lieblich duftenden
 Savanas die langen, einsamen Abende zu vertreiben.
 Hier konnte die Sache wenigstens nicht gefährlich
 werden, und wenn zum Schlusse auch einmal der

Eine oder Andere sammt einigen leeren Flaschen unter den Tisch sank oder in irgend eine Ecke torfelte, — vor sich selbst brauchte man sich ja nicht zu geniren; hier war man völlig unter sich und Niemand hatte etwas dreinzureden.

Im Sommer, wenn nach besonders heißen Tagen die dünnen Wände des Herrenhauses die eingefogene Hitze nach innen ausstrahlten, vertauschte man das altdeutsche Jagdzimmer des Parterre wohl auch mit dem nahen Nokolopavillon, der, eingefast von einer Reihe alter, hoher Bäume, stets eine angenehme Kühle bot.

Dies hatte man denn auch an einem überaus warmen Juniabend gethan, als beide Freunde den Nachmittag auf Bothos zwischen herrlichen Kiefern gelegenen Schießstand mit Revolververschießen verbracht hatten.

Franz trug sich nämlich seit Langem mit dem Gedanken, der Einladung eines ihm befreundeten reichen Privatgelehrten zu folgen, der ornithologischer Studien halber im Herbst eine Reise nach Bosnien und der Herzegowina anzutreten gedachte. Und da man nicht wissen konnte, mit was für Gefindel man in diesen halbzivilisirten Gegenden vielleicht zusammenstoßen würde, so war es doch für alle Fälle gut, sich vorher wieder ein wenig einzuschließen.

Franz hatte sich eigens zu diesem Zweck einen prachtvollen, neuen Revolver zugelegt, den er jetzt, da Beide ihre aus gebratenen Hähnchen sowie allerhand Delikatessen bestehende Mahlzeit beendet hatten, mit einem gewissen prahlerischen Stolze hervorholte. „Ei verflucht elegantes Ding, was Botho? — Soll ich?“ und dabei streckte er lachend den Arm aus, wie wenn er auf Botho schießen wollte.

„Ach, laß den Blödsinn,“ erwiderte dieser, indem er Franzens Arm niederdrückte und ihm die Waffe aus der Hand nahm.

„Und dabei sind wahrhaftigen Gott auch noch zwei Patronen in der Kammer. Bist Du denn schon wieder so . . .“

„Vesoffen, meinst Du? Botho, Botho, Geliebter meiner Seele! Ich und . . . aoh,“ stieß er dazwischen auf — „ich und . . . Profit, mein Junge! — Aber nicht entladen, nee, nee Botho, Du beledigst mich.“

„Meinethalben. Aber dann laß auch den Unsinn.“

„Also Profit.“

Sie hatten Beide ihre starken, dickbauchigen Gläser wieder mit Rothspan gefüllt, den sie zum Zeichen der Versöhnung jetzt mit einem Zuge hinuntergossen. Dann schwatzten sie von anderen Dingen, von dem Rindvieh von Landwirtschaftsminister, der von Dekonomie einen Dreck verstände, von der Regierung, der man nun aber bald einmal zeigen müßte, wer eigentlich Herr im Hause sei, von den Sausjuden, der Börse und von anderen Dingen, die sie ebenfalls nicht ohne derbe Vergleiche mit ihren Stallbewohnern behandeln zu können schienen.

Zu alledem aber waren sie ein Herz und eine Seele, und weil das Bewußtsein völliger Seelenharmonie mit Anderen uns in der Regel in eine besonders animirte Stimmung zu versetzen pflegt, so hatten die beiden Freunde dem Rothspan auch mit einer wahren Tollkühnheit zugesprochen und bald eine stattliche Batterie leerer Flaschen vor sich aufgeföhren.

Schließlich waren sie aber Beide in ihre bequemen Patentgartensühle zurückgesunken und langsam eingeschlafen.

Es war gegen zwölf Uhr, als Botho als Erster wieder aus seinem Halbschlummer erwachte.

„Franz,“ rief er, indem er sich gähmend die Augen rieb und bei seinen Dehnbewegungen eine Flasche umstieß, die pfeilschnell einen dünnen, rothen Fluß über die weiße Tischdecke ergoß.

„Franz!“

Aber der hörte nicht. Da mußte man es schon mit berberen Mitteln versuchen.

Nach einem vergeblichen Fußtritt mit einem seiner langen Beine erhob sich Botho mühsam von seinem Sitz, schwankte um den Tisch herum und begann Franz mit beiden Händen fest an den Schultern zu rütteln.

„Endlich. Das half.“

Franz schlug die lebhaft gerötheten Augen auf und starrte mit seinen gläsernen Pupillen zu Botho auf.

„Wa—was is denn?“ fragte er lassend.

„Ja, Mensch, Mensch, sollen wir denn hier übernachten? Es geht auf ein Uhr und ich bin saumüde. Kannst ja bei mir schlafen, wenn — wenn Du nich mehr gehen kannst.“

Das aber konnte Franz nicht vertragen. Nichts ärgerte ihn in seiner Trunkenheit mehr, als wenn man ihn für das hielt, was er war, und mit einem wüthenden: „Ich — ich nich mehr gehn?“ schnellte er von seinem Stuhle empor und torfelte heftig gegen den Rand des Tisches, den er jedoch gleich krampfhaft mit beiden Händen packte.

„Hier, hier — wie ich bin,“ deklamirte er mit schreiender Stimme — „geh—geh—geh ich. So, so'n paar lumpige Schritte, so, so — un wer mir'n Weg vertritt — da!“ und bei diesen Worten griff er hastig nach dem Revolver und steckte ihn in die Seitentasche seines Jacketts.

„Mach — mach keinen Unsinn, Franz!“ warnte Botho, der jetzt wieder etwas nüchtern geworden war und sich den Bauch halten wollte vor Lachen.

„Ach was, mein lieber Bo—Bo—tho!“ erwiderte Franz, „ich — ich! Nacht!“ und damit stolperte er durch die offene Thür des Pavillons hinaus ins Freie.

* * *

Es war eine wundervolle Juninacht.

Leuchtend gligerte das Mondlicht durch das dichte Laubdach der Bäume, die sich mit ihrem Blättergewirz scharf auf den hellen Kieswegen des Parks abzeichneten. Und rings umher eine tiefe Stille, die nur ab und zu durch ein leises Mäuschen in den hohen Bispfeln unterbrochen wurde.

Trännerisch, wie im Märchenlande, dehnten sich die schier endlosen Wiesen, deren Grün weit und breit von feinen, lichten Schleiern überwoben schien. Und neugierig lugten aus der dunklen Umrahmung der Tarusheden die grauen, verwitterten Steinfiguren nackter Griechengötter und Göttinnen hervor, gerade als würden sie im nächsten Augenblick von ihren Nokolopostamenten heruntersteigen, um auf den weiten, monderhellsten Nasenflächen irgend einen bacchantischen Reigen zu beginnen.

Franz, der soeben aus dem dunklen Seitenweg herausgetreten war, der vom Pavillon nach der breiten Allee des Parks führte, wurde es beim Anblick dieser ungewohnten, gespenstischen Helle fast unheimlich zu Muth. Unwillkürlich machte er Halt.

Es war ihm, als ob die Gegend ringsum von allerhand unsichtbaren, spukhaften Gestalten belebt sei, die, hinter irgend einem einsamen Baum oder Busch versteckt, ihm anflauerten, ihm nach dem Leben trachteten. Unschlüssig, was er thun sollte, lehnte er sich an den Stamm einer hohen Kiefer und stierte eine Weile blöden Auges vor sich hin in die monderhellste Weite.

Da — was war das? Dort drüben, etwa hundert Schritte von ihm entfernt — was sich dort eben bewegte. Sah es nicht wie ein Arm aus?

Franz spannte die ganze Kraft seiner Sehnmuskeln an. Wie, wenn sich irgend so ein — polnischer Arbeiter in den Park — Park eingeschlichen hätte und — und . . . Mit einem Ruck schob der Freiherr seinen mächtigen Körper vom Stamme des Baumes weg und flüchtete wieder in den dunklen Seitenweg, auf dem er in großem Bogen die kleine Ausgangspforte erreichen wollte, die sich nach der Landstraße zu öffnete.

In beständigen Schlangenlinien herüber und hinüber schwankend, mochte er ziemlich eine Viertelstunde gebraucht haben, als der schmale, dunkle Tannenweg plötzlich breiter wurde und, zur Rechten wieder den Blick auf die stillen, mondbeglänzten Nasenflächen eröffnend, eine dichte Gebüschmauer entlang führte.

Franz, dem ein dumpfes, schweres Gefühl wie von einem kräftigen Schläge her den Kopf einnahm, machte aufs Neue halt, um seinen wie eine Maschine arbeitenden starken Leib ein wenig auszuruhen.

„Gott verdamn' mich!“ fluchte er mehrere Male unter Stöhnen, indem er den Gut fast ins Genick

schob und mit halbgeöffneten, brennenden Augen in die feine, neblige Helle blickte.

Da gab es ihm plötzlich wieder einen Ruck nach vorn, und der einmal erhaltenen Bewegung folgend, trottete er stumpffüßig weiter.

Aber er hatte noch keine zehn Schritte gethan, als er bei einer Biegung des Weges einen vereinzelt am Wiesenrande stehenden dicken Baum anrannte und wie mit einem Schläge zu einer Art halben Bewußtseins erwachte.

Der auf die Brust niederhängende Kopf war zurückgepflogen, und mit weit aufgerissenen Augen starrte der Freiherr nach dem Rondel hinüber, das sich in ganz geringer Entfernung vor ihm ausbuchete und in seinem Dunkel deutlich eine weiße, nackte Gestalt erkennen ließ.

Das — das ist doch kein Mensch, überlegte Franz, indem er die vom Monde grell beleuchtete Figur noch schärfer ins Auge faßte und die halb lachenden, halb grinsenden Züge des weißen Gesichtes betrachtete.

So sehr ihn diese Ueberzeugung aber auch beruhigte, so sehr packte ihn dafür nun eine riesige Wuth über den Unverschämten, der ihn mit solch frechen, herausfordernden Blicken zu fixiren wagte. Und je länger er hinsah, desto mehr steigerte sich diese Wuth.

„Was — was will denn dieser freche Lump — Lump von mir?“ brüllte er endlich durch die Stille des Parks zu ihm hinüber.

„He, was?!“

Das unbeweglich-starre, weiße Gesicht, das in der That direkt auf den Freiherrn gerichtet war, hatte diesen förmlich hypnotisirt, und der Schaum stand Franz vor dem Munde, als er, ohne eine Antwort zu erhalten, wieder einen Schritt vorwärts getaumelt war.

„Aer! — wenn Du Deine verdammte Frage nicht wegnimmst,“ drohte er jetzt mit heiserer Stimme, „dann, dann . . .“ und dabei fuhr er mit der Rechten krampfhaft in die Jackettasche nach dem Revolver.

„Nu?“ brüllte Franz aufs Neue zu der weißen, mondhellten Gestalt hinüber, „nu nich? — Na dann los — ich zähle — paß auf!“

„Eins“ — wieder taumelte der mächtige Körper des Freiherrn ein Stück nach vorn; aber er vermochte sich doch noch aufrecht zu erhalten. „Also — eins — eins — zwei — drei.“

Krachend tönte ein Schuß, für einen Augenblick jäh den tiefen Frieden des monderhellten, einsamen Parkes unterbrechend.

Dann stürzte ihn nichts wieder, nicht einmal das Stöhnen und Schnaufen des betrunkenen Freiherrn. Denn kaum hatte es vor der Mündung des Revolvers aufgeblitzt, da war auch bereits Franz von Mittinghausen mit erhobenem Laufe rücklings dumpf auf den Boden aufgeschlagen, wo er wie eine plumpe, leblose Fleischmasse liegen blieb.

* * *

Es war gegen vier Uhr Morgens.

Leuchtend wölbte sich ein kühler, blauer Sommerhimmel über den alten, hohen Bäumen, über dem feuchtschimmernden Grün der Wiesen, die mit ihrem Erdgeruch eine Fülle von Kraft und Gesundheit auszuströmen schienen.

Im Dickicht der Sträucher und Gebüsche piepte und zwitscherte es von hunderttausend kleinen Kehlen: ein ohrenbetäubender Lärm, der doch wie Musik durch die morgendliche Stille tönte.

Dies mochte wohl schon eine Stunde so fortgegangen sein, als sich vom Ende des einsamen Ganges her, der auf die Landstraße ausmündete, menschliche Stimmen vernehmen ließen.

Sie gehörten den Arbeitern, die Morgen für Morgen von dem eine Stunde entfernten nächsten Dorfe auf das Gut herüberkamen und ihren Weg durch die kleine Gitterthür am Ausgange des Parks zu nehmen pflegten.

Ein Trupp von dreizehn, vierzehn Mann näherte sich in kleinen Gruppen jetzt der Stelle, wo der Freiherr von Mittinghausen noch immer wie ein Todter regungslos am Boden lag.

rief der
mächtig
All
seiner
„G
weisen
„L
lachend,
er!“ U
denn
prügel
„H
wollen
prügel
Ma
allen S
irgendw
entdeck
Der
der den
damit h
der trotz
mit den
Rondels
„Di
für eine
er sich
der Bel
der Har
ganze u
Jeg
steinerne
aus den
„S
meinte
„Ja
Anderer
dem ver
„Ri
„hier li
möchten
Herrenh
„D
Wandel
haufe;
So kam
gehen.
„S
saufen,
bis in
Und für
Nee, ne
„U
die Ant
nickte
Haupte.
Da
langen
Drei, 2
Mitte.
„B
Dannes
heim u
mit der
hausen
Da
armen
Landia
Morgen
Zus
Es
Lebens
die erit
bewußt
D
führung
„Hör

„Holla, Kinder! Was macht denn Der hier,“ rief der junge Schröder-Hannes, der als Erster den mächtigen Leib des Freiherrn bemerkt hatte.

„Alles drängte sich jetzt neugierig um den in seiner ganzen Länge ausgestreckten Körper.“

„Er ist wohl todt?“ fragte ein Alter mit dünnem weißen Haar fast ängstlich.

„Todt?“ antwortete der Schröder-Hannes lachend, „todt? Ne, Vater August, aber besoffen ist er!“ Und „wie ein Schwein!“ und „was kann Der denn auch Anderes als saufen und seine Leute prügeln,“ kam es von Anderen bestätigend hinterdrein.

„Um, ja,“ meinte der Alte jetzt wieder bedenklich, „aber wer weiß, vielleicht hat er sich tödten wollen; wozu hätt' er denn sonst den Schießprügel da?“

Man schwieg einen Augenblick, drehte sich nach allen Seiten um und überlegte, ob man vielleicht irgendwo den Grund für diese seltsame Thatsache entdecken könne.

Der Hannes war natürlich wieder der Erste, der den Schlüssel zu dem Geheimniß fand.

„Oho!“ rief er, „ich hab's, ich hab's!“ Und damit sprang er eilig zu der Statue des alten Faun, der trotz seiner kläglich zugerichteten Stumpfnase noch mit demselben grinsenden Lachen aus dem Grün des Mondels hervorlugte.

„Hier, hier! Der war's! Hat ihn wahrscheinlich für einen leidhaftigen Menschen angesehen, mit dem er sich hat duelliren wollen, wie der Schnapsbaron, der Weber da, neulich. Hier, seht's nur her,“ rief der Hannes, „hier auf den Blättern liegt noch der ganze weiße Staub.“

Jetzt schaute sich Alles bewundernd um die steinerne Figur des alten Faun, der nur zur Hälfte aus dem dichten Grün seiner Umgebung hervorragte.

„Schön ist er ja freilich nicht, der Alte da,“ meinte der Bürger-Heinrich, „aber schad is es doch!“

„Ja, ein Unfug bleibt's allemal,“ fügte ein Anderer hinzu; „aber, was wird denn nun mit dem verstorbenen Franz?“

„Kinder,“ meinte der Bürger-Heinrich wieder, „hier liegen lassen können wir ihn wohl nich; da müchten wir ihn doch schon aufladen und nach dem Herrenhause schaffen.“

„Der Heinrich hat Recht,“ sagte der kleine Wandel-Fritz, „schaffen wir ihn nach dem Herrenhause; aber der Schröder-Hannes hat auch Recht. So kann's nich weitergehen und so soll's nicht weitergehen. Und 's wird heute wieder ein heißer Tag.“

„So Einer da macht nichts als fressen und saufen, und Unsererins soll vom frühen Morgen bis in den späten Abend hinein für ihn schufsten. Und für was? Für ein Dreck, für ein Lumpengeld. Nee, nee, so soll's nich in alle Ewigkeit weitergehen.“

„Und 's is wahr“ und „so is es“ stimmten die Anderen zu, und selbst der alte Vater August nickte einige Male schweigend mit seinem weißen Haupte.

Dann packten den Freiherrn Zwei bei seinen langen Beinen, Zwei unter den Schultern und Drei, Vier stützten den dicken, schweren Leib in der Mitte.

„Bataillon marsch!“ kommandirte der Schröder-Hannes, der seit einem halben Jahre vom Militär heim war, und schwankend setzte sich der kleine Zug mit der „Leiche“ des Freiherrn Franz von Mittinghausen nach dem Herrenhause zu in Bewegung.

Das war der erste Dienst, den die geplagten, armen Landarbeiter ihrem Herrn, dem Reichs- und Landtagsabgeordneten Voitho von Rosen, an diesem Morgen leisteten.

Aus dem Notizbuche eines Betrachtenden.

Von Scotus.

Es ist nöthig, sich auch in den schwersten Krisen des Lebens eine gewisse Kindlichkeit zu bewahren. Sie ist die erste Bedingung zur Thatkraft und zum vollen Lebensbewußtsein.

Das Edle jedes Kulturkampfes ist nicht die Zerschöpfung alter Institutionen und Gebräuche, sondern die Förderung zum Zwecke des Aufbaues.

Lieb Mütterchens Sorgen.

Von Irma v. Troll-Borosyáni.

Vor dem palastartigen Zinshaus, dessen ersten Stock Staatsrath v. Hilldorf mit seiner Familie bewohnte, hielt ein elegantes Coupé, vor welches zwei wohlgenährte, blankgestriegelte Pferde gespannt waren.

Frau v. Werder, die allein im Wagen saß, stieg langsam aus und die Treppe hinan zur Hilldorfschen Wohnung. Der auf ihr klingeln die Vorzimmerthür öffnende Diener sagte, daß seine Herrin zu Hause sei, und Frau v. Werder trat in den Salon. Dieser war leer, aber aus dem nächsten Gemache, zu welchem die Thür halb offen stand, drang der Ton zweier in heftiger Gereiztheit sprechender Stimmen, in denen Frau v. Werder die der Frau und der Tochter des Hauses erkannte, und sie beeilte sich diskreter Weise, durch ein vernehmbares Hüfteln ihre Anwesenheit zu erkennen zu geben, worauf augenblickliche Stille eintrat, ein Stuhl gerückt wurde und Frau v. Hilldorf, während ihre Tochter rasch in das Nebenzimmer entschlüpfte, in den Salon trat. Ihre Wangen waren lebhaft geröthet und ihre hastigen Bewegungen ließen deren sonstige würdevolle Gemessenheit vermissen.

Nichts destoweniger eilte sie Frau v. Werder mit dem Ausdruck herzlichsten Willkommens entgegen und begrüßte sie mit einer Freude, als ob sie sich seit Jahren nicht gesehen hätten, obgleich ihre Trennung nur die wenigen Monate gewährt hatte, welche die beiden Freundinnen theils auf dem Lande, theils in Seebädern zugebracht hatten.

Nun folgte ein Austausch freundlicher Redensarten über das vortreffliche Aussehen. Frau v. Hilldorf erklärte, daß Frau v. Werder, statt älter zu werden, von Jahr zu Jahr sich zu verjüngen scheine, wogegen diese behauptete, daß, wer Frau v. Hilldorf neben ihren Kindern sehe, sie nicht für deren Mutter, sondern für ihre Schwester halte.

Dann kamen die kleinen Erlebnisse der Sommerreisen an die Reihe und die Gesellschaft, welche die beiden Damen in den Bädern getroffen hatten. Wie ein mit plätscherndem Geriesel dahinmurmeldes Büchlein floß in nie stodender Rede und Gegenrede die Unterhaltung von den Lippen.

Plötzlich neigte Frau v. Werder mit anmuthiger Geberde den Kopf vor, und halblaut, mit neckischem Tone frug sie: „Ja — und Deine Hildegard, wann darf man denn gratuliren? General Heimberg hat sich ja vierzehn Tage, zugleich mit Euch, in Blankenberge aufgehalten — ja ja, man erfährt Alles. — Ich erwartete von Tag zu Tag, die Verlobungsanzeige zu erhalten.“

Da sprühte ein Zornblitz aus Frau v. Hilldorfs Augen.

„Ach, Hilda! Wenn Du wüßtest, welchen Kummer sie mir bereitet hat!“ seufzte sie. „Denke nur, sie wollte meine Bewerbung nicht annehmen!“

Frau v. Werder gab es einen Auf.

„Nicht möglich!“ rief sie und wußte sich garnicht zu fassen vor Verwunderung. „Ein Mann in dieser Stellung! Wo will sie denn hinaus mit ihren Ansprüchen? Er ist ja freilich um vieles älter als sie, aber so gut konservirt, noch eine ganz stattliche Erscheinung — und so vermögend.“

Frau v. Hilldorf drückte ihr Taschentuch an die Augen.

„Das Alles hab ich ihr auch gesagt — wie oft!“ klagte sie. „Und doch hätte nicht viel dazu gefehlt, daß sie sich diese glänzende Partie verpaßt hätte. Und warum? — Weil sie sich einen Anderen in den Kopf gesetzt hatte, einen Künstler, Bildhauer oder so etwas. Vielleicht ein Talent, ich weiß nicht. Er ist noch zu jung, um einen Namen zu haben. Er habentochts, der von seinen Arbeiten kaum leben kann. Und Du weißt ja, wir haben kein Vermögen. Ein Glück, daß mein Mann nichts weiß von der Sache. Er würde mir die bittersten Vorwürfe machen. Aber wie hätte ich ahnen können, daß sie auf solchen Wahnsinn verfallen würde.“

„Eine jugendliche Phantasie, aus der sie bald zur Vernunft erwachen wird,“ versuchte Frau v. Werder zu trösten.

„Erwachen mußte,“ verbesserte Frau v. Hilldorf strenge. „Ja, ich darf sagen, es ist mir gelungen, sie zu erwecken. Aber welche Angst und Sorgen ich erdulden mußte, all diese Zeit über! In Blankenberge, wohin Heimberg doch nur gekommen war, um sich Hilda zu nähern, wußte ich es so schlau einzurichten, daß ihm keine Gelegenheit gegeben war, sich zu erklären. Da ich Hildas Schachzüge bemerkt hatte, hielt ich es natürlich für geboten, mit ihr ein ernstes Wort zu sprechen. Da kam nun die Blase zum Plagen. Rund heraus erklärte mir Hilda, daß sie garnicht daran denke, dem General ihre Hand zu reichen. Lieber würde sie eine alte Jungfer werden und sich ihr Brot mit selbstständiger Arbeit erwerben, als mit einem ungeliebten Manne, der ihr Vater sein könnte, an den Altar zu treten, und was dergleichen neumodische Phrasen mehr sind. Da ich mich mit so albernen Ausflüchten aber nicht abweisen ließ, kam es heraus, daß sie in diesen langhaarigen Steinlopper verliebt sei. Glücklicherweise hatte der General aber keine Ahnung von dieser jugendlichen Phantasie, wie Du es nanntest, und heute Morgen erhielt Hilldorf einen Brief von ihm, worin er sich in aller Form um Hildas Hand bewirbt.“

„Er hat freilich nicht mehr viel Zeit zu verlieren, wenn er sich überhaupt noch verheirathen will,“ warf Frau v. Werder lächelnd ein.

Frau v. Hilldorf aber, ohne ihrer Freundin spöttische Mandglosse zu beachten, fuhr fort: „Du kannst Dir aber mein Erschrecken vorstellen, als mein Mann, nachdem er mir voller Freude Heimbergs Schreiben vorgelesen, die Absicht aussprach, dessen Werbung sogleich selbst Hilda mitzutheilen. Es hätte eine böse Szene gegeben. Hilda hätte sich geweigert, dem ihr zugebachten Freier ihr Jawort zu geben, und mein Mann — nun, Du kennst ihn ja, er duldet keinen Widerspruch.“

„Das arme Kind!“ entschlüpfte es mitleidig Frau v. Werbers Lippen.

„Ja, mir war furchtbar bange um sie,“ erwiderte Frau v. Hilldorf. „Zum Glück gelang es mir, den Zorn ihres Vaters von ihr abzuwenden.“

Frau v. Werder blickte sie überrascht an.

„Du hast sie in Deinen Schutz genommen — Dich auf ihre Seite gestellt?“ frug sie.

Jetzt war es an Frau v. Hilldorf, erstaunt aufzuschauen.

„Auf ihre Seite?“ wiederholte sie verwundert. „Aber Du glaubst doch nicht, daß ich einer phantastischen Narrtheit Vorschub leisten würde? Einer Narrtheit, welche die Zukunft meines Kindes aufs Spiel setzt? Nein, das wäre ein arges Verkennen meiner Mutterpflichten.“

Frau v. Werder nickte eifrig.

„Meine Pflicht war es, Alles aufzubieten, um Hilda zur Vernunft zu bringen,“ fuhr Frau v. Hilldorf fort. „Ich betrog meinen Mann, daß er es mir übertrug, mit Hilda die delikate Angelegenheit zu ordnen, und dann machte ich mich daran, ihr ernstlich ins Gewissen zu reden.“

„Und sie hat eingewilligt? Man darf also doch gratuliren?“ frug Frau v. Werder, die sich des Wortwechsels erinnerte, den sie durch ihr Eintreffen unterbrochen hatte.

„Eben als Du kamst, erhielt ich ihr Jawort,“ erwiderte Frau v. Hilldorf mit einem Tone siegreicher Befriedigung.

Plötzlich aber übermannte sie wieder eine heftige Rührung. Und abermals ihr Taschentuch an die Augen pressend, fügte sie mit halberstickter Stimme hinzu:

„Ja, sie hat endlich eingewilligt. Aber was es mich gekostet hat, sie zu überzeugen! Diese Thränen, die ich über mich ergehen lassen mußte! Das war eine harte Stunde. Aber was erträgt ein Mutterherz nicht Alles um des Glückes ihrer Kinder willen!“

Und es klang, als ob sie ein Schluchzen unterdrückte.

Frau v. Werder ergriff ihre Hand und preßte sie voll zärtlichen Mitgeföhls.

„Ja — eine Mutter!“ wiederholte sie innig. Eine Pause entstand. Da wurde an die Thür geklopft, sie öffnete sich ein wenig und in der Spalte

wurde ein jugendlicher, blonder Mädchenkopf sichtbar. Es war das Stubenmädchen, das an ihre Herrin wegen einer häuslichen Angelegenheit eine Frage zu richten hatte.

„Gnädige Frau — ich bitte,“ sagte sie bescheiden. Die Hausfrau wandte sich an ihre Freundin: „Du verzeihst — einen Augenblick!“ Dann rief sie das Mädchen heran. Als dieses sich nach rascher Erledigung der Sache wieder zurückgezogen hatte, entschuldigte sich Frau v. Hilldorf mit einem leichten Seufzer: „Sie ist noch so ungeschickt, weiß sich garnicht zu helfen. Bei jeder Kleinigkeit kommt sie zu mir, sich Rath zu holen. Es ist eine rechte Plage mit ihr.“

„Ja, sie ist noch sehr jung, fast noch ein halbes Kind,“ antwortete Frau v. Werder. „Da läßt sich denken, daß sie in ihren Dienstleistungen noch wenig Gewandtheit besitzt. . . . Aber hübsch ist sie, fast noch schöner als ihre Vorgängerin.“

Frau v. Hilldorf lächelte. Die Andere blickte sie prüfend an, dann nach kurzem Schweigen fragte sie halb laut, mit vertraulichem Tone:

„Sag doch, Liebe, findest Du es denn nicht bedenklich, immer so bildhübsche Mädchen im Hause zu haben, wenn man einen erwachsenen Sohn hat? Mein Oskar ist sicherlich nicht schlimmer als andere junge Leute seines Alters. Aber ich würde es für ein gefährliches Wagniß halten, unter den Domestiken so hübsche Mädels zu haben. Gelegenheit macht Diebe.“

Frau v. Hilldorf antwortete nicht gleich. Sie hielt den Blick gesenkt und zupfte mit nervösen Fingern am Saume ihres Taschentuches.

Endlich erwiderte sie ebenso leise:

„Ich glaube, daß dieses gefährliche Wagniß viel weniger gefährlicher ist, als dessen Unterlassung.“

Frau v. Werder blickte sie betroffen an.

„Weniger gefährlich?“ wiederholte sie langsam und nachdenklich. „Verzeihe, aber ich verstehe nicht, wie Du das meinst.“

Frau v. Hilldorf hustete gezwungen.

Dann, mit einem halben Lächeln:

„Wirklich, ich hätte nicht gedacht, daß Du noch so schrecklich naiv sein könntest. . . .“

„Ich — naiv!“ lachte die Andere.

„Gewiß! Du scheinst zu glauben, daß es in unserer Macht liege, gewisse Dinge zu verhindern. Aber das können wir nicht. Niemand kann gegen den Strom schwimmen. Wir Frauen können die Männer nicht ändern, wir Mütter können unsere Söhne nicht anders machen, als die Männer eben sind.“

„Du meinst, die Jugend müsse sich austoben?“ fragte Frau v. Werder.

Frau v. Hilldorf zuckte die Achseln.

„Wie man's nimmt. Die männliche Jugend wird sich immer austoben, weil sie dies als ihr Recht in Anspruch nimmt. Die meisten Mütter schließen die Augen dazu und lassen die Dinge gehen, wie sie eben gehen wollen. Das halte ich für entschieden unrecht. Wir müssen trachten, dieses Austoben, das wir nicht zu verhindern vermögen, so wenig gefährlich zu machen, als möglich.“

„Ja, gewiß, das ist auch meine Meinung,“ bestätigte Frau v. Werder, obgleich sie noch immer nicht begriff, wohin ihre Freundin eigentlich zielte.

„Nöthlich verstand sie, und unter der ihre Wangen bedeckenden zarten Puderschicht stieg eine leichte Röthe auf.“

„Du meinst, unter zwei Uebeln müsse man das kleinere wählen. Ein Magnet im Hause. . . Sie stockte.“

„. . . bewahrt vor anderen, vor schlimmeren“

Thorheiten außer dem Hause,“ ergänzte Frau v. Hilldorf. „Und dann, vor Allem, diese Mädchen sind gesund, und das ist die Hauptsache. Die Gesundheit unserer Söhne ist aber ein Gut, über das wir nicht sorgsam genug wachen können. Ueber dieses Gut zu wachen, ist eine Aufgabe, die unsere Mutterpflicht uns auferlegt.“

Frau v. Werder blickte verwirrt zu Boden. Ein Gedanke war in vagen Umrissen durch ihr Gehirn gehuscht. Es fiel ihr ein, daß diese gesunden Mädchen ja auch Mütter haben, und was diese wohl empfinden würden, wenn sie wüßten. . . .

In diesem Augenblick ertönte die telegraphische Klingel der Eingangsthür und eine Minute später trat ein neuer Besuch in den Salon.

Frau v. Werder erhob sich, um zu gehen. Sie fühlte sich jetzt nicht in der Stimmung, an eine alltäglichen Unterhaltung theilzunehmen.

Als sie im Vorzimmer vor dem Spiegel ihres Schleiers ordnete, hörte sie aus einem Nebengemache die voll- und wohlklingende Stimme des jugendlichen Sohnes ihrer Freundin in fröhlichem Lachen heranschallen. Dann ging die Thür auf und das hübsche kleine Stubenmädchen glitt wie ein Schatten an ihr vorüber in das Mädchenzimmer.

Frau v. Werder konnte mit dem Arrangieren ihres Schleiers nicht zu Stande kommen. Ihre Hand zitterte so sehr, daß sie sich mit der langen Outnadel wiederholt in die Kopfhaut stach.

Als ihr aber zwei Stunden später, während sie nach Erledigung verschiedener Toiletteneinkäufe die Treppe zu ihrer Wohnung hinaufstieg, ihre Unterredung mit Frau v. Hilldorf wieder einfiel, sagte sie sich, daß ihre Freundin doch in der That eine sehr kluge Frau und daß es einer reiflichen Ueberlegung werth sei, ob sie nicht auch den Versuch machen sollte, ihr Beispiel zu befolgen.

Aus dem Papierkorb der Zeit.

Humoreske. (Zu unserem Bilde.) In der halbthierischen Gestalt des bocksfüßigen Pan mit dem gehörnten Kopfe und den langen absteigenden Ohren verehrten die alten Griechen einen Gott der Hirten und Jäger, der in den Wäldern und Bergschluchten, besonders Arabiens, zu Hause war und, voll toller, lustiger Streiche, von früh bis spät sein weites, grünes Reich durchstreifte.

Bald späht er, ein kühner Kletterer, von hoher Felsensprosse nach den Heerden aus, bald schreut er in der großen unheimlichen Stille des Mittags den einsam seines Weges ziehenden Wanderer — oder aber er lockt durch die süßen Weisen seiner Hirtenflöte die Bergnymphen hervor aus ihren waldigen Verstecken, um sich, nach irgend einer Schönen lustern, bald selber in den fröhlich-bunten Chor zu mischen. So sehen wir ihn auch bei dem später aufgetretenen Kultus des Dionysos regelmäßig in dem toll ausgelassenen Schwarm der Nymphen und Satyrn (gleichfalls halbthierische Repräsentanten des Naturlebens), die das Gefolge des fröhlichen Weingottes bilden.

Und statt eines Pan begegnen wir ihrer mehreren. Man machte den alten Pan zum Vater zahlreicher männlicher Nachkommen, die bald selbst wieder nach einer Schönen Ausschau hielten.

Und nun wimmelte es bald von derlei alten und jungen bocksfüßigen Gestalten, die vor Allem in der bildenden Kunst seit jeher eine besondere Rolle gespielt haben. Jetzt aber werden unsere Leser auch verstehen, was es mit dem kleinen, nackten, bocksbeinigen Gesellen auf unserem Bilde für eine Verwandniß hat.

Um durch ihn die Thorheiten der übertriebenen menschlichen Kultur zu verspotten, die es mit ihren tausenderlei Geboten und Verböten vielfach so weit gebracht, daß wir garnicht mehr wissen, was eigentlich Natur ist, darum hat der Maler unseres heutigen Bildes den kleinen haarigen Naturburschen vor sich eine Offenbarung menschlichen Witzes, vor das Jagdverbot eines hochwohlwollenden Gemeindevorstandes von Posemannel hingestellt.

Mit großen, verwunderten Augen betrachtet der kleine Pan das großmächtige Gemeindevorstand, um daraus zu erfahren, daß es jetzt sogar schon verboten ist, Frösche zu fangen.

Ob er sich freilich um diese Kundgebung einer hohen Obrigkeit kümmern wird?

Ich glaube kaum. Im Gegentheil, er wird dem Herrn Gemeindevorstand Michael Müller eine lange Nase drehen und sein zappelndes Fröschelein für sich behalten — vorausgesetzt nur, daß der heimliche Vogel in seinem Rücken ihm seine Beute nicht vorher abspenstig macht.

Aber wenn auch — es giebt ja noch mehr Fröschelein im nahen Teich, und auf sein angestammtes Jagdrecht, das etwas älter ist als das des Herrn Baron von und zu, wird unser kleiner bocksbeinige Geselle ja sicher nicht verzichten.

Aus den Gesta Romanorum (Thaten der Römer), einem lateinischen, mittelalterlichen Märchen- und Geschichtenbuch. Es gab einen gewissen Kaiser, der ein Gesetz festsetzte, daß ein jeder Richter bei schwerer Strafe gerecht richten sollte, und wenn er dagegen thäte, er auf keine Weise Erbarmen finden sollte. Nun trug sich aber der Fall zu, daß ein Richter, durch Geschenke bestochen, ein falsches Urtheil fällte. Der Kaiser aber, als er das gehört hatte, befahl seinen Sklaven, ihn zu schinden, und also geschah es. Seine Haut aber legte er auf den Stuhl, auf welchem der Richter sitzen mußte, daß derselbe daran denken sollte und fürder nicht mehr ein falsches Urtheil gäbe. Der König aber machte den Sohn des getödteten Richters zum Richter, indem er zu ihm sprach: Du sollst auf der Haut Deines Vaters sitzen, um über mein Volk zu richten; wenn Dir aber Jemand ein Geschenk bringt, damit Du vom Wege des Rechts abweichst, so siehe Dich nach der Haut Deines Vaters um, auf daß Dir nicht dasselbe begegne.

Josephus berichtet, daß der Kaiser Tiberius, als man ihn fragte, warum er die Statthalter in ihren Provinzen so lange in ihren Aemtern ließe, durch ein Gleichniß antwortete. Ich sah, sprach er, einst einen kranken Mann, der voller Geschwüre war und von Fliegen belästigt wurde. Als ich nun vermittelst einer Peitsche die Fliegen von demselben wegrtrieb, sprach er zu mir: Du marterst mich auf doppelte Weise, während Du mich zu trösten vermeinst, indem Du die mit meinem Blute angefüllten Fliegen wegstreibst und mir dafür leere und hungrige zurückläßt. Wer könnte daran zweifeln, daß der Stachel einer hungrigen Fliege zweimal mehr Schmerz verursacht, als der einer gesättigten, wenn er nicht ein Mensch ist, der ein Herz von Stein und nicht von Fleisch hat.

Valerius erzählt, daß, während alle Syrakusaner den Tod des sizilischen Königs Dionysius herbeiwünschten, eine gewisse Frau von außerordentlich hohem Alter in den Morgenstunden die Götter bat, es möchte sie in diesem Leben der König überleben. Dionysius, der sich hierüber verwunderte, befragte sie um die Ursache dieses Gebetes, und sie erwiderte: Als ich noch Mädchen war, hatte ich einen schlimmen Tyrannen, und als ich ihn zu

verlieren wünschte, bekam ich einen schlimmeren. Als ich nun wieder diesen los zu werden trachtete, erhielt ich einen dritten, noch schlimmeren. Da ich nun also befürchte, daß auf Dich ein noch schlechterer folgt, so bete ich doch halb jeden Tag für Dein Leben. Wie das Dionysius hörte, belästigte er sie fürder nicht mehr.

Augustinus in seinem Buch über das Reich Gottes erzählt, daß der Seeräuber Dionedes mit einer einzigen Galeere lange Zeit hindurch auf dem Meere die Leute ausplünderte und gefangen nahm. Da er nun auf Befehl Alexanders, durch viele Schiffe aufgeführt, endlich gefangen und dem Alexander vorgeführt worden war, so fragte ihn dieser: Warum bist Du ein Feind des Meeres? Jem aber erwiderte sogleich: Warum Du einer des Erdkreises freilich, weil ich das nur mit einer Galeere thue, heißt ich ein Räuber; Du aber, der Du die Welt durch eine Unzahl von Schiffen unterjochst, wirst Kaiser genannt. Im Gegentheil, wenn das Schicksal sich mir günstig zeigen wollte, würde ich mich bessern, Du aber, je glücklicher Du bist, desto schlechter wirst Du. Alexander erwiderte: Dein Schicksal will ich ändern, damit Deine Bosheit nicht dem Schicksal schuld gegeben werde. Als ward er sehr reich durch ihn und aus einem Räuber zu einem Fürsten und einem eifrigen Rechtspfleger gemacht.

Aus dem Notizbuche eines Betrachtenden.

Von Scotus.

Der Schmerz und die Sehnsucht waren es, aus denen fast alle großen Thaten der Vergangenheit geboren worden waren. Die Lust und die Hoffnung werden es sein, denen die Thaten der Zukunft angehören.

Eine Herrschaft Aller bei gleicher Verantwortlichkeit Aller können sich die herrschenden Gesellschaftsklassen nicht vorstellen. Aber ein ewiges Sklaventhum der Mehrzahl können sie sich viel leichter vorstellen. Warum sollte der Sozialismus unmöglich sein, nachdem doch eine Despotie von vielen Jahrtausenden der Vergangenheit möglich war?

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Eisenstraße 90, richten.